

Aller guten Dinge sind drei

Autor(en): **Schwarzenbach, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins
Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1983)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerdeutsch

Vierteljahrsdruck des Bundes Schwyzertütsch 1983/III

Aller guten Dinge sind drei

Zu den Schweizerdeutsch-Büchern

Arthur Baur, Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? 160 Seiten.

Andreas Lötscher, Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. 212 Seiten.

Was bisher gefehlt hat, eine handliche, auch für den Laien verständliche Übersicht über all das, was man mit dem Stichwort «Schweizerdeutsch» verbindet, liegt nun gleich dreifach vor. Ich hoffe, es gehe andern Lesern wie mir: ich freue mich über alle drei Darstellungen. Sie haben viel besser Platz nebeneinander, als man zunächst befürchtet.

Auf den Beitrag von **Walter Haas** im Sammelband «Die viersprachige Schweiz» (Aarau 1982) ist an dieser Stelle bereits verwiesen worden; anzuzeigen bleiben nun die beiden selbständigen Publikationen, die diesen Frühling herausgekommen sind (etwas überstürzt vielleicht, denn in beiden sind allzu viele Fehler stehen geblieben).

Arthur Baur ist Zürcher, heute wieder in der Stadt zu Hause, nachdem ihn sein Zeitungsberuf jahrzehntelang in Bern und Winterthur festgehalten hat. Als Kantonsschüler hatte er seinerzeit einen ganz besonderen Deutschlehrer: August Steiger, den engagierten Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins in den bewegten Jahren von 1916 bis 1942. Studiert hat

Baur bei Rudolf Hotzenköcherle und Eugen Dieth, abgeschlossen hat er mit einer sprachgeschichtlichen Arbeit. Erstaunlich, wie aufmerksam er seither neben seiner journalistischen Arbeit die Entwicklung unserer Sprachverhältnisse verfolgt hat – und wie viel er selbst dazu beigetragen hat: als Redaktor, als Rezensent, als Lehrbuchautor und als Radiomitarbeiter. Ein Leben mit der Sprache und ein Leben für die Sprache spiegelt sich in seinem Buch, und es fällt auch auf, wie weit der Blick reicht, wie viele Vergleiche mit andern Sprachen und ihrer Geltung gezogen werden.

Andreas Lötscher ist Aargauer. Auch er hat Germanistik studiert, freilich gut 30 Jahre später als Baur, in Zürich und in Basel, wo er heute an der Universität wirkt. Sein Buch stützt sich deshalb vor allem auf die Ergebnisse der Mundartforschung, in die er sich gründlich eingearbeitet hat und deren Entwicklung er zu Beginn ausführlich nachzeichnet. Jedem Kapitel ist zudem ein zweckmässiger kleiner Wegweiser zur Fachliteratur beigegeben. In der *geschichtlichen Darstellung* holt Lötscher weiter aus. Unter Einbezug der Siedlungsgeschichte und der Namenkunde zeigt er, wie das Deutsche mit den Alemannen in die Schweiz gekommen ist und wie sich im Mittelalter die Sprachgrenzen ausgebildet haben; ausführlich stellt er

dann die allmähliche Ablösung der alten regionalen Schreibsprachen durch das Neuhochdeutsche – zunächst für Druck und Schrift, später auch für Rede, Verhandlung und Unterricht – dar, wobei er nachdrücklich darauf hinweist, wie langsam und mit welchen Unterschieden nach Anwendungsbereichen und Regionen diese Ablösung vonstatten gegangen ist. Das Schwergewicht der geschichtlichen Abschnitte Baur's dagegen liegt auf der Darstellung der Aktivitäten zugunsten des Schweizerdeutschen im 20. Jahrhundert, und in diesen Teilen geht sein Buch weit über die Vermittlung von Forschungsergebnissen hinaus, da wird es zum Dokumentarbericht aus persönlichem Miterleben und Mitgestalten heraus. Baur hat als Student den Gründer der (nicht langlebigen) «Schwyzer Schproch-Biwegig», Emil Baer, bei der damaligen Ausarbeitung einer schweizerdeutschen Schriftsprache linguistisch beraten, er hat die Entstehung des Bundes Schwyzertütsch (1938) mitverfolgt; in trefflichen Abschnitten würdigt er August Steiger, Adolf Guggenbühl, Eugen Dieth und deren Einsetzen für die Sache der Mundart. Er hat auch selber als einer der ersten Schweizerdeutschkurse erteilt und ein Lehrmittel dafür geschaffen, das sich in seiner heutigen Fassung gut auch als grammatische Darstellung des Zürichdeutschen lesen lässt.

Wer seine Kenntnisse in dieser Richtung erweitern will, greift daher besser nach diesem «Schwyzertütsch» als nach dem

neuen Band, oder er liest Löt-
schers gut geratenes Kapitel über
die Laute, Formen, Sätze und
Wörter des Schweizerdeutschen,
in dem jene Eigenarten zusam-
mengestellt sind, die «allen oder
den meisten Schweizer Dialekten
in gleicher oder in vergleichbarer
Weise zukommen». Die erfreu-
lich unkonventionellen Beispiele
erscheinen in aargauischer Form
und entsprechen dem Sprach-
stand einer jüngeren Generation.
Eine glückliche Hand hat Löt-
scher auch in der Schilderung der
– wie er sie nennt – «Dialektgeo-
graphie des Volksmunds», die
zeigt, welche *Dialektunterschiede*
dem Deutschschweizer bewusst
werden und wie sehr sich seine
Dialekteinteilung von jener des
Sprachgeographen unterscheidet.
In der Vermittlung des wissen-
schaftlichen Bildes der deutsch-
schweizerischen Sprachland-
schaft geht Lötischer dann aller-
dings über den Rahmen eines all-
gemein verständlichen Sachbu-
ches hinaus. Wer sich in dieser
Ausführlichkeit informieren
möchte, kann ebenso gut direkt
nach den entsprechenden Dar-
stellungen Rudolf Hotzenkö-

cherles greifen, sei es nach dem
nachgelassenen Werk «Die
Sprachlandschaften der deut-
schen Schweiz» oder nach dem
Sammelband mit den Aufsätzen,
die beide vor der Auslieferung
stehen.

Dass auf eine Darstellung der
Dialektvielfalt, die sich auf die
Materialien des Sprachatlases
der deutschen Schweiz stützt,
eine gewisse Ernüchterung fol-
gen muss, wenn man sich dem
heutigen Stand der Dialekte zu-
wendet, ist begreiflich. Ob man
aber – wie Lötischer – bereits von
einer «durcheinandergeratenen
Dialektwelt der Schweiz» reden
soll oder zur Einsicht kommen
will, «dass die Sprachverm-
ischung [eines Dialektsprechers]
gegenüber der Beibehaltung
eines alten, urchigen Dialekts im
täglichen Leben praktische Vor-
teile bietet», möchte ich aller-
dings noch dahingestellt bleiben
lassen.

Im übrigen sind sich Baur und
Lötischer in der Beurteilung des
Mundartwandels einig: er bewei-
se gerade, dass das Schweizer-
deutsche lebenskräftig sei, und
manche Entwicklung im For-
mensystem eines Dialekts, die
dem Puristen verdächtig erschei-
ne, könne der Vereinfachung
oder der Tilgung von Unklarhei-
ten dienen. Mit Unbehagen regi-
strieren allerdings beide jene
Form des passiven Mundartwan-
dels, die die Dialekte durch Ver-
lust ihrer Eigenarten immer nä-
her ans Standarddeutsche bringt.
Baur fordert: «Was noch leben-
dig ist, müssen wir unbedingt zu
erhalten trachten, sonst ver-
kommt unser Schweizerdeutsch
doch noch zu einem helvetisch
ausgesprochenen Hochdeutsch,
wie es die Pessimisten vorauszu-
sagen pflegen.» Die *Sprachpflege*
habe zwar weniger bei einzelnen
Formen und Wörtern einzuset-
zen, sondern müsse vor allem die
Meinung verbessern, die der
Deutschschweizer von seiner

Mundart habe. «In unserem
Land wird heute die eigene Spra-
che nicht gemäss ihrem wahren
Wert eingeschätzt», meint Baur.
Sie müsse «moralisch und for-
mell» aufgewertet werden, und
darum sei seine Publikation ein
«politisches Buch».

Wohl weist auch Lötischer auf ge-
sellschaftliche und politische
Kräfte hin, etwa wenn er eine der
Ursachen der heutigen Mundart-
welle im Wunsch nach demokra-
tischeren Verhältnissen sieht.
Baur aber zeigt nicht nur politi-
sche Motive auf, sondern er
bringt sie ins Spiel und setzt Zie-
le: er betreibt *Sprachpolitik*.

Ein Schlagwort seiner Aktion für
das Schweizerdeutsche ist jenes
von der «Fünften Landesspra-
che». Was die Bundesverfassung
als «Deutsch» bezeichnet, sind
für ihn zwei Sprachen. «Schwei-
zerdeutsche Umgangssprache»
und «Hochdeutsche Schriftspra-
che». Und es ist Baur hoch anzu-
rechnen, dass er den Fragen, die
sich aus diesem Postulat ergeben,
nicht ausweicht:

«Was sagen die Miteidgenossen»
fragt er zum Beispiel ganz direkt
und stellt in drei Abschnitten
Stimmen aus dem Welschland,
aus dem Tessin und aus Roma-
nisch-Bünden zusammen, aus de-
nen doch auch viel Verständnis
für das Schweizerdeutsche
spricht.

«Sprache oder weniger?» heisst
ein Abschnitt, in dem er die Mei-
nungen verschiedener Autoren,
wie «Sprache» und «Dialekt» von-
einander abzugrenzen seien, ein-
ander gegenüberstellt, wobei für
ihn kein Zweifel darüber besteht,
dass das Schweizerdeutsche – so
gut wie das Luxemburgische
oder das Slowakische – als Spra-
che einzustufen sei.

«Ist Hochdeutsch eine Fremd-
sprache?» ist dann folgerichtig zu
fragen, und auch hier überlässt
Baur die Argumente dafür und
dagegen andern. Selber äussert er
sich vorsichtig so, dass das Ver-

Neuausgaben

In der vom Bund Schwyzertütsch
betreuten Reihe der «Grammati-
ken und Wörterbücher des
Schweizerdeutschen» in allge-
meinverständlicher Darstellung
sind soeben in neuen, unverän-
derten Auflagen erschienen:
• Band V: *E Baseldytsch-Sammlig*,
ygruumt in zwelf Fächli und in e
Vytryne, von *Fridolin* (= Robert
B. Christ), mit Helge vom Ferdi
Afflerbach, 5. Auflage, Birkhäu-
ser-Verlag Basel 1983; 231 S.;
Fr. 24.–.
Band VIII: *Urner Mundartwör-
terbuch*, von *Felix Aschwanden*
und *Walter Clauss*, 2. Auflage,
Verlag Bibliotheksgesellschaft
Uri, Altdorf 1983; 720 S.;
Fr. 45.–.

hältnis des Deutschschweizers «zu der Sprache, die er täglich liest und aus dem Lautsprecher hört, die er meist auch schreibt, aber nur dann spricht, wenn es nicht anders geht», mindestens «ein gebrochenes und ambivalentes» sei. Dies mag für viele von uns gelten, sicher aber gilt es nicht für Arthur Baur selbst, der ein ebenso sachgerechtes wie zugriffiges Schriftdeutsch schreibt, auch die neusten Untersuchungen des geschriebenen und gesprochenen Schweizerhochdeutschen kennt und von sich sagt: «Wenn nun jemand aus dem Vorangegangenen schliessen sollte, dass ich die deutsche Schriftsprache überhaupt ablehne, so müsste ich diesem Eindruck entschieden entgegentreten.»

Was schliesslich die Verwendung von Mundart und Standarddeutsch im *Sprachgebrauch* betrifft, vermitteln beide Autoren ein treffendes Bild der Verhält-

nisse und vor allem eine Vorstellung davon, wie verwickelt diese Gebräuche sind. Lötscher hat den bemerkenswerten Versuch unternommen, sechs Prinzipien der Sprachformwahl herauszuschälen («wobei zu beachten ist, dass in den meisten Fällen die beschriebenen Prinzipien keine feststehenden Regeln sind»). Baur's entsprechendes Kapitel «Wo gilt heute Schweizerdeutsch?» ergänzt diese Darstellung in glücklicher Weise, da sie weitere Bereiche einbezieht und in den Beispielen verschiedentlich genauer und aktueller ist.

Zu befürchten ist zweierlei: dass Baur's Buch wegen seiner einseitigen Absichtserklärung, es sei «kein Beitrag zur schweizerdeutschen Sprachforschung, sondern ein politisches Buch», von eben dieser Sprachforschung liegengelassen wird (auch die fragwürdige Umschlagvignette könnte dazu beitragen); und dass sich

der Leser von *Lötscher's* Buch zu wenig Rechenschaft gibt über die Schwierigkeiten des Deutschschweizers in seinen sprachlichen Beziehungen zu den Nachbarn deutscher und welscher Zunge.

Dank und Anerkennung verdienen beide: für den Mut, mit dem sie an eine schwierige Aufgabe herangegangen sind; für das Geschick, mit dem sie den vielfältigen Stoff gegliedert und vereinfacht haben, für den Willen, das Bewusstsein des Deutschschweizers für die Schönheiten und Gefahren seiner sprachlichen Lage zu fördern. *Ruedi Schwarzenbach*

Arthur Baur, *Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?* 160 Seiten. Gemsberg Verlag, Winterthur 1983, Fr.22.80.

Andreas Lötscher, *Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch.* 212 Seiten. Verlag Huber, Frauenfeld 1983, Fr.29.80.

C.F. Ramuz, *Di grossi Angscht i de Bärge*

«*La grande peur dans la montagne*» i ds Bärndütsche übertreit vom *H. U. Schwaar*

Ramuz' eigenwillig kantige Sprache, die holzschnittartige Erzähltechnik, der Stoff seiner Romane aus der bäuerlichen Welt haben in der alemannischen Schweiz früh schon Widerhall gefunden. Man glaubte, bei aller Verschiedenheit der Mentalität, darin einen verwandten Klang zu hören. Es verwundert deshalb nicht, dass verschiedentlich Übertragungen ins Schweizerdeutsche versucht wurden, so von *Fritz Enderlin* «*La grande guerre du Sondrebond*» in die Mundart von Kesswil TG, Bruchstücke aus «*Der borence*» von *E. Klötzli* in diejenige von Blumenstein bei Thun und von *Werner Günther* Abschnitte aus «*La grande peur dans la montagne*» ins Landbernerische des Oberaargaus (im Anhang zu seiner Monographie des

Dichters). Ganz besonders aber hat sich *Hans Ulrich Schwaar*, geboren 1920 in Sumiswald, Ramuz' angenommen. Nach «*Jean Luc persécuté*», «*Aline*» und «*Le petit village*» ist von ihm im Viktoria Verlag, Ostermundigen-Bern, die Übertragung eines Hauptwerks des Waadtländers «*La grande peur dans la montagne*» in Emmentaler Mundart erschienen.

Ramuz in Mundart zu übersetzen ist nicht unproblematisch; die Gefahr, ihn damit zum Heimatdichter – mit dem Beigeschmack, der dem Wort anhaftet – zu machen, liegt nahe. Ramuz hat sich nie als Heimatdichter verstanden; er hat auch nicht im Waadtländer patois geschrieben, sondern in der Hochsprache, und wenn sein Französisch nicht das

geschliffene Idiom des Parisers ist, so nicht, um dialektal zu wirken, sondern um Sprache, Handlung, Personen, Landschaft in Einklang zu bringen: «*Il faut que mon style ait la démarche de mes personnages.*» Er hat dies unter vielen Mühen in einem künstlerischen Kraftakt zustande gebracht: «*La simplicité est un aboutissement, non un point de départ.*» Ramuz schreibt nicht Umgangssprache; im Gegenteil, er bedient sich ihrer, um sein Französisch im eigentlichen Sinne des Wortes zu stilisieren. Dieser Aspekt von Ramuz' Sprache, einer Kunstsprache, ist in einer Mundartübersetzung nicht wiederzugeben.

Eine aufmerksame Betrachtung von Schwaars Übertragung zeigt, dass es ihm auch nicht darum ge-